

weniger, die Freiheit fängt an zu wachsen. Das machte im großen Stil, nicht so pimpelig wie wir, der heilige Franziskus mit der Liebe zur Frau Armut, und er folgte darin Jesus. Er ging einfach in die Freiheit des Lebens, zusammen mit den Brüdern Geschöpfen und armen Menschen, in das Leben Gottes, des Vaters, ins Reich Gottes. Die Erkenntnis Gottes mitten in uns allen ist die Wurzel der Einfachheit und der Brüderlichkeit. Die Armut selbst, die Entbehrung, das Nicht-Mitkommen, ist nicht anzustreben. Doch das Mitkommen-Lassen um Gottes Willen (ich könnte auch sagen, „um des Lebens willen“) ist erstrebenswert, es ist eben das Leben, es ist „Gott“ selbst, in dem wir leben, uns bewegen und sind. Das müssen wir nicht immer auch spüren. Obwohl: Das Evangelium ist: Uns Gott merken zu lassen. Die Brüderlichkeit (von innen heraus mit allen Geschöpfen, auch mit dem Gottessohn selbst) ist die Folge dieser Erkenntnis des wahren Lebens. Daß wir dann hergeben, das Leben unterstützen, ist selbstverständlich. Eigentlich versuche ich hier, Gott Selbst zu beschreiben, und das geht nicht.

Aber das Leben der Armen in ihrem Plunder, schlechtem Geruch und Ausgestoßensein, dem ständigen Geldmangel oder der ständigen Berechnung ist schlimm; es muß von ihnen überwunden werden. Und das, was sie uns in den Missionszeitungen berichten, kann uns freilich zum Handeln bringen. Doch auch die größten Almosen sind nur Abfälle von unserer Ungerechtigkeit. Und sie helfen uns selbst nicht, wenn wir nicht innerlich ökologisch, brüderlich, gemeinschaftlich, das eine Leben lebend werden und so Gottes Leben in uns lieben, mit Gott auch mental eins werden. Er ist schon lange mit uns eins. Wir sind sein Leben.

Im übrigen: Wir können gar nicht arm sein, solange wir eine Pensionsberechtigung haben, in festen Häusern wohnen und eine gewisse literarische, musikalische, kulinarische Kultur haben. Wir können jedoch einfach und brüderlich leben.

Die Geschöpfe und die Menschen glauben uns unsere Brüderlichkeit, sie leben auch gern mit uns, sie können nicht anders (so „leuchtet unser Licht vor den Menschen, und sie preisen den Vater im Himmel“, nämlich den, der das Leben ist: Sie erkennen das Zusammengehören, wenigstens gefühlsmäßig).

So erkennen sie den Sinn des Lebens, nämlich miteinander da zu sein. Und mit Glück erkennen wir auch die Solidarität, die die Armen untereinander haben. Ich habe sie jedenfalls schon gemerkt und hatte das Glück, einbezogen zu werden. Freilich war da mein menschlicher Status erheblich höher als mein bürgerlicher, so kam ich da hinein. Wiederum: Der heilige Franziskus konnte sich auch diese Voraussetzungen schaffen. Er hatte die Frömmigkeit und das Glück dazu.

**John P. McNamee**

### **Die Unmöglichkeit meines Lebens**

*Das Folgende sind einige von Günter Biemer übersetzte Auszüge aus John P. McNamees Buch „Diary of a City priest, Sheed and Ward“, Kansas City 1993, S. 112, 116 und 37. Ein Pfarrer in einem völlig verwahrlosten und tristen Großstadtviertel (. . .) schildert in Form eines Tagebuches sein Leben und seelsorgliches Wirken. Die größte Belastung war und ist für ihn die starre Haltung der Kirchenleitung, die einfach die Realität des heutigen Lebens und auch des Glaubens der Menschen nicht zur Kenntnis nimmt. Aber auch der Alltag mit all seinen hektischen Belastungen führt dazu, daß der Autor von der Unmöglichkeit seines Lebens spricht – ohne zu meinen, daß es anderen besser gehe. red*

Jedes Jahr dieses Furore nach der Priesterweihe. Fünfzehn Neugeweihte dieses Jahr, was natürlich beweist, daß die konservative, sogar reaktionäre Aushalteformel gerechtfertigt ist: Alles werde nach dem Wahnsinn der letzten Jahre des Jahrhunderts zum Normalen zurückkehren.

Solange genug Leute die Kirche für einige Sonntagsmessen bevölkern, wird die Illusion aufrechterhalten. Keine Sorge, die größere Welt der Entfremdung zur Kenntnis zu nehmen, der Säkularisierten, derer, die nicht oder nicht mehr glauben können. Die Entfremdung ist ihr eigener Fehler. Der Impuls, hinauszugehen an die „Hochstraßen und Seitenstraßen und sie aufzufordern hereinzukommen“ zum Hoch-

zeitsfest in der Sprache des Evangeliums, ist verloren.

Entweder die Leute nehmen die Kirche an, wie sie ist: restauratives Papsttum und die traditionellen unterdrückenden Formen der lateinamerikanischen Kirche . . . oder läßt sie gehen! Bischöfe und Priester haben das Sagen; wir legen die Regeln fest, und dies alles ist durch eine imperiale Theologie kanonisiert, welche besagt, daß all dies göttliche Einrichtung ist und nicht etwas, dem man Widerstand entgegenbringen oder das man hinterfragen dürfe.

Dieser Einstellung fehlt die volle Ehrfurcht vor der Kirche, die das Volk ist, in dem der Glaube wohnt und weitergegeben wird – John Henry Newman und seine „Befragung der Laien in Sachen der Glaubenslehre“ –; die massive Entfremdung und der praktische Auszug vieler wird entweder ignoriert oder sogar gar nicht bemerkt. Ignoriert oder unbemerkt, weil die alte Garde den massiven Defekt nicht in ihre Theologie einzupassen vermag. Vor Jahren habe ich Rom besucht, aber selbst damals war mein Eindruck, daß die ganze kopflastige Kirche genug mit römischen Kongregationen und Treffen und allgemeinen Haushaltsgeschäften beschäftigt war, daß der ganze Organismus ohne Teilnahme und Interesse des normalen Volkes funktioniert.

So beweisen die Weihen so vieler Priester hier . . . , daß die Welt wieder vom Säkularismus zum Glauben zurückkehren wird. Alles, was die Kirche tun muß, ist warten. Die verlorenen Kinder werden nach Hause kommen . . . Nur, daß die weniger und weniger werdenden Priester bei der wahnsinnigen Anstrengung, alle Grundaufgaben abzudecken, einen mehr und mehr verzweifelten Anblick bieten.

Und die armen Stadtviertel und die Armen leiden in dem Prozeß. Eine verehrungswürdige Idee des Hirten ist jemand, der mit seiner Herde verheiratet ist. In der Tat nach dem Johannesevangelium heißt Hirte sein „Der gute Hirte, der sein Leben für seine Schafe gibt“. Hierher verheiratet sein heißt in der Weise an „ihr hängen“, wie die Armen hier hängengeblieben sind. Der häufige Wechsel sieht so aus wie „der Mietling, der nicht Hirte ist . . . und die Schafe verläßt und wegläuft“. Ich will diesem harten Urteil keine wörtliche oder absolute Kraft geben. Hier unter den Ar-

men ist die scheinbare Irrelevanz der Kirche am meisten sichtbar. Die Frustration für einen Hirten, der versucht, alles in Gang zu setzen, ist überwältigend. Ausgebrannt zu sein, wie man in diesen Tagen sagt, ist immer in unmittelbarer Nähe, besonders wenn ein Priester die üblichen Erwartungen eines volkskirchlichen Katholizismus mitbringt, die anderswo noch möglich sind . . . Die volkskirchlichen Erwartungen funktionieren übrigens heutzutage auch in den mehr katholischen Gebieten nicht mehr so gut; aber wenn man die Zahl der Sonntagsmessen reduziert . . . scheint die Kirche noch immer gefüllt, und wir fühlen uns wieder sicher.

Dieser Morgen zum Beispiel. Da sind drei Anrufe, einer nach dem anderen von Freunden von der Straße. Einer will die Wohngegend saniert haben – natürlich sofort. Der andere braucht Geld oder einen Brief, der ihm eine Hausgeräterechnung vom Halse hält, von der er glaubt, er kann ihr entgehen, wenn ich seine Notlage bescheinige. Ganz plötzlich war ich so kurz angebunden mit ihm, daß er das Telefonat rasch zu beenden suchte und fragte, ob er mich morgen wieder anrufen könne, wenn ich in besserer Stimmung bin. Das dritte war ein familiäres Problem, jemand wollte meine Hilfe, um seine Kinder von dem Freund seiner früheren Frau wegzuhalten.

Und letztthin nachts kam eine Frau aus der Vorstadt von nirgendwoher. Sie fühlte sich schuldig, ihre Tochter vernachlässigt zu haben, da die Familie durch Ehescheidung auseinandergeraten war. Jetzt will ihre Tochter, die ich nicht kenne, heiraten, und ich bin der Mann, der das alles zusammenflicken kann. So gerate ich in Wut über die Unmöglichkeit meines Lebens. Ich weine nie, aber wenn ich weinen könnte, hätte ich es nach der Messe heute abend getan. Jene Anrufer, dann der letzte Schultag, eine Feier mit Preisverleihung, dann ein Totengottesdienst in einer weit entfernten Kirche, wo ich nach meiner Ankunft herausfinde, daß sie überhaupt keinen Priester brauchen; ein Freund der Familie tauchte auf, aber niemand hatte es für nötig gefunden, mich anzurufen, um zu sagen, daß ich nicht den halben Weg quer durch die Stadt kommen brauche.

Ich meine auch nicht, daß nur mein Leben unmöglich ist und das anderer nicht. Die Anstrengung des Familienlebens würde

mich gewiß oft belasten. Wie gehen Männer meines Alters damit um, daß ein Sohn oder eine Tochter zwanzigtausend Dollar jährlich an der Universität kosten und nicht ihrem Studium nachgehen? Eine ganze Lebensdimension, die Unmöglichkeit, mit der ich umzugehen hätte.

Meine Wut über die Unmöglichkeit meines Lebens ist nicht gegen die Unmöglichkeit anderen Lebens gestellt. Sie ist nur die Unmöglichkeit dieser Stadtviertel, wo so vieles in Chaos ist. So viele zerbrochene Leben, so viele Krisen, jedermann schaut auf mich, um Geld zu bekommen oder Orientierung oder Freilassung oder Sanierung oder Bargeld. Und all dies geschieht in einer Krise. Niemand tut etwas, bevor alles auseinanderfällt. Und dann wollen sie oder brauchen sie mich, und zwar sofort.

Was nach der Messe geschah, ist, daß ich dachte, ich möchte mich nur – (aus der Sarkristei, wo wir im kleinen Kreis die Messe feierten) – in die dunkle leere Kirche wegstehlen und während der halben Stunde bis zum Abendessen die Fenster betrachten. Den ganzen Tag habe ich nach einer halben Stunde Ausschau gehalten, in der mich niemand brauchte. Und jetzt habe ich sie mir gestohlen – und da kommt ein Bursche herein mit einem langen Bericht, daß er ein Gespräch braucht und daß er quer durch die halbe Stadt gefahren ist, um mich zu besuchen, weil er weiß, daß er mich um diese Zeit zu Hause erreichen kann. Meine Tränen kommen auch aus dem Gefühl, daß dies schon einige Tage so gegangen ist und daß ich einfach keinen weiteren Telefonanruf mehr annehmen und keinen Besuch mehr empfangen kann.

Ich weiß, meine rauhe arrogante Art bei solchen Begegnungen, für die ich kritisiert werde, ist Übertragung oder so etwas. Ich bin nicht ärgerlich auf die Leute während der Begegnung. Ich bin wütend über die Unmöglichkeit meines Lebens. Ich weiß kaum, was ich mit alldem anfangen soll. Die halben Stunden in der Kirche sind etwas Hoffnung, daß Gebet oder Betrachtung der (Evangelienbilder auf den) Fenstern oder was auch immer es sei, etwas von der Wut absorbieren; und ich bin unfähig, diese halbe Stunde einzufügen. Die meisten meiner 58 Jahre, und was immer in mir vorgeht, sind kaum bemerkenswert.

Heute ist der erste Jahrestag des Todes von Hank Gathers auf dem Basketballfeld in Los Angeles vor 5000 Leuten. – Ich brauchte die Nachricht von Dave Hagan<sup>1</sup> nicht, daß er heute den Unterricht über Drogenverhütung an unserer Schule nicht halten würde. Ich wußte, daß der Jahrestag für ihn ein schwerer Tag sein würde, der ein schweres Jahr beendete. Er sagte, er werde am 4. März nie mehr zur Arbeit gehen. Er nahm im voraus an, daß die Zeitungen davon voll sein würden einschließlich des schmerzlichen Bildes von Hank am Boden und seine Mutter und andere darum herumstehend. – Ich wußte, er würde zum Friedhof gehen, und wollte ihn begleiten. Eine geringe Weise, um ihm zu zeigen, daß ich um seinen Schmerz weiß und ihn hier oben in unserer Isolation in diesen Stadtvierteln teilen möchte.

Dave war schon einmal heute mit einigen der jungen Burschen aus der Umgebung seines Hauses und mit einer Tante von Hank und ihren Kindern am Grab. Er sagte, daß wir später allein gehen sollten. Dieser zweite Gang wäre für ihn mit mehr Tiefe, ein betender Besuch, obgleich er diese Worte nicht benützen würde. Auf dem Hin- und Rückweg konnte er über Hank und seinen zu frühen Tod reden und wie unfair das alles war und fragen, was das Geheimnis, das wir Gott nennen, beabsichtige, da es solche Tragödien unter den armen Leuten zulasse, deren Leben schon hart genug ohne solch schreckliche Enttäuschungen war. Er weiß, daß ich unterwegs neben ihm sitze und seine Klage still aufnehme. Er erwartet keine Antworten. Er weiß, daß es keine Antworten gibt. Er will nur ein geduldiges aufmerksames Ohr; jemanden mit seinem eigenen kulturellen und gebildeten Hintergrund, der weiß, woher all diese Fragen kommen.

Mitten an einem kalten, feuchten Nachmittag standen wir an diesem Grab auf einem

<sup>1</sup> Fr. David Hagan ist ein mehr als kräftig gebauter Salesianerpriester, der allein in einem Hause inmitten des Elendsviertels von Nordphiladelphia wohnt und somit eine pastorale Anlaufstelle, besonders für junge arbeitslose Schwarze aller religiösen Bekenntnisse bietet. In der Schule der Pfarrei von Fr. John McNamee gibt er regelmäßig Unterricht über Drogenmißbrauch. Daß er vor und nach seinen wöchentlichen Unterrichtsstunden in der Küche des Pfarrhauses eine Tasse Kaffee trinkt und dabei den Aschenbecher überfüllt, charakterisiert seine kontrastreiche Persönlichkeit, die zum pastoralen Urgestein der Nordstadt gehört.

Friedhof, der in den Schatten riesiger Benzintanks verloren ist, nicht weit vom Flughafen. Anders als erwartet, war der Grabstein rechtzeitig zum Jahrestag gekommen und zeigte u. a. eine einfache Gravierung eines Basketballs, der über den Korbrand ins Netz geht. „Das will zum Ausdruck bringen, wie es mit Hank ausging“, sagte Dave . . . Was für eine unglaubliche Weise zu gehen! Jedenfalls viel besser, sagen wir mal, als umfallen, während man auf der Bank sitzt.

## Achim Battke

### In der Friedensbewegung tätig – aus der Kraft des Hl. Geistes

„Der göttliche, der Heilige Geist erscheint mir als die Kraft der Verneinung des Bösen, des Widerstands gegen Leid und Gewalt, des Protests gegen Dummheit und Kurzsichtigkeit.“ So erklärt Battke die identische Geist-Erfahrung prägender Erlebnisse vom Zweiten Weltkrieg bis zum Golfkrieg und zum ehemaligen Jugoslawien. Und er beschreibt, wie sich sein Engagement in der Friedensbewegung in diese Geist-Erfahrung eingefügt hat. red

#### Zögern

Skeptisch, mit innerem Vorbehalt beginne ich diesen Beitrag. Schreiben über dieses Thema ist noch schwieriger, als darüber zu sprechen. Die Worte erscheinen so fest, so starr auf dem Papier. Wie kann ich mein Zögern vermitteln, für das Nicht-Begreifliche Worte zu wählen und Sätze zu bauen? – Manchmal eine Ahnung. Manchmal eine innere Rührung, die Menschen einander neu in die Augen blicken läßt. Manchmal eine miteinander erfahrene Stille, die keine Worte mehr braucht, kaum ein Wort verträgt. Solche Erfahrungen gibt es. Niemand ist von ihnen ausgeschlossen. Konfessionsgrenzen spielen keine Rolle. Glaubensbekenntnisse auch nicht.

Wind läßt sich nicht festhalten, Geist nicht protokollieren. Beweis seiner Gegenwart ist ein Gefühl auf meiner Haut – beim Wind, und wie ist es beim göttlichen Geist, bei Geist-Gott? Gibt es eine Haut meiner Seele,

mit der ich ihn spüren kann? Ihn-sie-es, nicht männlich, nicht weiblich, nicht sächlich, aber von jedem ein Hauch.

Erscheint der Wind als Sturm, werden Dinge bewegt, Geschwindigkeiten verändert. Die Wirkungen stehen in der Zeitung, die Polizei protokolliert sie. Könnte so auch vom Heiligen Geist verlässlich berichtet werden? Die Frucht des Heiligen Geistes ist Liebe, Freude, Friede, . . ., sagt Paulus im Galaterbrief. Doch Vorsicht: Auch der Wind ist nur ein Bild. Die Analogie läßt Gott ahnen, macht auf ihn aufmerksam. Wissen vermittelt sie nicht. Kein Festhalten. Es macht mich traurig, daß Gott so flüchtig ist. – „Ich bin, der ich bin.“

#### *Krieg, Aufrüstung, Abschreckung: via negationis*

Gemetzel in Bosnien. Täglich neu zerstörtes Leben, versteinerte Herzen. Es wird beteiligte Zerstörer geben, die auf ihren Fahnen zu lesen glauben: „Gott mit uns.“ Die Opfer dagegen schreien aus ihrer Verlassenheit nach Gott: Wann endlich siehst Du unser Elend? Wie lange willst Du noch warten?

Gott auf beiden Seiten, jedem zu Diensten? Unterscheiden, Nein sagen. Mißtrauisch werden, wenn jemand Gott für sich reklamiert. Widerstand ist Pflicht, wenn ich gewiß bin, daß Gott mißbraucht wird, um Leid und Gewalt zu rechtfertigen.

Überzeugungen wie die eben genannte wachsen aus dem Humus von Erfahrungen, sind intuitive Verarbeitungen prägender Lebenssituationen. Ich muß also persönlich werden.

Angst im Luftschutzkeller. In meinem ersten Lebensjahr 1943/44 verlief fast jede Nacht nach demselben Muster. Irgendwann nahm mich meine Mutter aus dem Kinderbett, und schnell ging es die fünf Treppen eines Mietshauses in Köln hinab in den Keller. Vielleicht lief mein dreijähriger Bruder schon neben ihr, wahrscheinlicher aber trug meine Mutter ihn auf dem einen, mich auf dem anderen Arm. Sirenengeheul begleitete uns. Dann unten viele Menschen. Kinder sollten still sein. Warten auf das Brummen der Bomber, die Detonationen, die Druckwellen, die das Haus erschütterten, die Stille danach.

Fünf Jahre später hörte ich wohl zum ersten Mal bewußt von aktuellem Krieg und dro-